

Brigitte Proksch

Migrationsströme, Nationalismus, Rassismus... – Welche Antworten hat die europäische Zivilgesellschaft?

Vorbemerkung

Die wachsenden Migrationsströme nach Europa und innerhalb Europas rufen Abwehrreaktionen des Nationalismus oder Rassismus hervor. An der Position den Migrantinnen und Migranten gegenüber erhitzen sich die Gemüter, polarisieren sich Gesellschaft und Politik. Dem Bemühen einer am Gemeinwohl orientierten Migrationspolitik gegenüber stehen Einzelinteressen verschiedener Gruppen, die wirtschaftlich, politisch oder ideell motiviert, ihre eigene Lobbyarbeit betreiben oder als Akteure das Geschehen zu steuern versuchen.

Nicht selten sind es Ängste, die sich als Motor der Meinungsbildung herausstellen. Fremdsein und Ängste gehören zum Menschsein und werden von jedem mehr oder weniger ausdrücklich erfahren. Wie sehr solche Ängste in jedem vorhanden sind und zum Wesen des Menschen gehören, muss man sich bewusst machen. Deshalb genügt es nicht, moralische Appelle gegen Fremdenhass oder Fremdenangst zu richten. Der konstruktive Umgang mit Fremdem und Fremden muss regelrecht gelernt werden, und der Weg dazu geht auch über die Auseinandersetzung mit der eigenen Persönlichkeit. Fremdes ist oft eine Projektionsfläche der eigenen Ängste und des Fremden im eigenen Ich. Ort der Auseinandersetzung mit dem Thema ist die Zivilgesellschaft, insofern sie den eigentlichen Schauplatz demokratischer Prozesse darstellt.

Die Religionen und näherhin die christlichen Kirchen spielen eine besondere Rolle in diesem gesellschaftlichen Diskurs. Die aus christlicher Überzeugung gespeiste Haltung gegenüber dem Phänomen der Migration steht oft im Gegensatz zu anderen wirtschaftlich oder politisch gesteuerten Interessen. Der Beitrag der Kirchen ist es in erster Linie, eine Haltung einzubringen, die von der Überzeugung der Würde jeder und jedes Einzelnen getragen ist.

Der spezifische Beitrag der christlichen Kirchen

Im Konzert der gesellschaftlichen Meinungen ist die christliche Position eine unter vielen. Gleichzeitig ist auch sie aus einem Bündel unterschiedlicher Zugänge und Akzentuierungen zusammengesetzt. Die christliche Stimme ist vielschichtig und – je nach kirchlicher Zugehörigkeit und persönlicher Überzeugung – hat sie einen anderen Klang, eine andere Färbung. Die grundsätzliche Haltung aber, die sie zum Ausdruck bringen will, ist eine allen Christinnen und Christen gemeinsame: Sie baut auf dem biblischen Fundament auf, ist lebensbejahend, menschenfreundlich und zuversichtlich hinsichtlich der Gestaltbarkeit gemeinsamen Lebens für Gegenwart und Zukunft. Sie nimmt die Gegebenheiten ernst wie sie jetzt und hier auf uns zukommen und ist sich bewusst, dass sie der Komplexität der Sachzusammenhänge nicht schon von vornherein eine Antwort aus christlicher Sicht geben kann. Sie leidet folglich keineswegs an Realitätsverlust, sondern respektiert die Autonomie von Welt und Gesellschaft und ist sich der Vorläufigkeit und Kontingenz jedes menschlichen Handelns, auch des eigenen, bewusst.

Im Folgenden geht es vor allem um diese Haltung, aus der heraus christliche Überlegungen und christliches Handeln im Bezug auf die aktuellen Fragen vollzogen werden. Die Haltung selbst versteht sich nicht schon als eine Antwort, vielmehr ist sie der Boden, der das Engagement nährt, die Inspirationsquelle, die alles Bemühen um das Gelingen menschlichen Miteinanders antreibt und ihm Richtung gibt. In diesem Sinne könnte der Titel dieses Beitrags modifiziert lauten „Die christliche Haltung gegenüber Migrationsströmen, Nationalismus und Rassismus“.

Die Einzigkeit jedes Menschen als Grundlage christlicher Anthropologie

Christlicher Gottesglaube führt zur Überzeugung der Einzigartigkeit jedes Menschen. Jedes Leben ist unverwechselbar, individuell und einzig, aufgrund seiner Beziehung zu Gott unendlich wertvoll und zu erhalten. Der Mensch ist Person und insofern auf einen zweifachen Lebensvollzug hin angelegt, das Leben in Beziehung und das Beisichsein. Beides geschieht in Wechselseitigkeit, bedingt und bewirkt sich gegenseitig. Freiheit und Selbstverwirklichung gehören genauso dazu wie die Erfahrung des bedingungslosen Angenommenseins. Nur wenn keiner dieser beiden Pole ausfällt, wird dauerhafte Sinn Erfahrung möglich. Es ist christlicher Glaube, dass menschliches Leben aus der Erfahrung seiner letzten Sinnhaftigkeit seine Lebensqualität schöpft. Die Frage nach dem Sinn des Lebens kann nicht vom Einzelnen beantwortet

werden, weil es immer zugleich und letztendlich um die Frage nach dem Sinn des Lebens an sich geht. Ausgelöst wird die Frage durch das Heraustreten aus dem Vertrauten und der Geborgenheit des Alltäglichen in der Begegnung mit dem Anderen und dem Fremden.

Migration führt für alle Beteiligten zu einer neuen Erfahrung, die Begegnung mit Fremden und Unbekannten kann zu einer Krise der Plausibilitäten und der Sinnfrage führen, vor allem aber zu einer Unsicherheit hinsichtlich der eigenen Identität. Eine Fixierung von Identität wird nur in Situationen von Instabilität und Zerrüttung gesucht, in Konflikten und Wandel. Im derzeitigen Globalisierungsdruck zeigt sich das deutlich: Die Intensivierung von Interaktionen auf allen Ebenen stellt leicht eine Überforderung dar, auch im religiösen Bereich. Der „Zwang“ zur Begegnung (denn *Dialog* gelingt oft nicht) ist anstrengend und macht neue Identitätsbildung notwendig. Was für den Einzelnen gilt, hat auch im gesellschaftlichen Zusammenhang Relevanz: Wie das Ich-Bewusstsein mit der Erfahrung des Du wächst, so findet auch gemeinschaftlich eine Selbstvergewisserung im Gegenüber statt.

Der Fremde und der Andere

Fand in den vergangenen Jahrhunderten die Selbstvergewisserung häufig über den Nationalitätendiskurs statt, so wurde dieser mit der abnehmenden Eindeutigkeit der Inhalte und der Sensibilisierung des Begriffs durch die nationalsozialistische Pervertierung zunehmend durch einen Wertediskurs ersetzt. Auch dies ist eine Folge der Infragestellung von Selbstverständlichkeiten durch die wachsende Pluralisierung der Gesellschaft als Folge von Migration. Es ist wichtig geworden, ein neues Wir-Bewusstsein zu schaffen.

Blickt man auf die Bibel und ihre Haltungen dem Fremden gegenüber, so stößt man auf ambivalente Positionen. Die Bibel zeigt die Ängste des Gottesvolkes vor anderen Völkern und deren Göttern, in denen sie eine Bedrohung sieht, auf. Sie hat aber auch eine Art Fremdenrecht entwickelt und kennt eine überaus großzügige und bedingungslose Gastfreundschaft den Fremden gegenüber. Die Erfahrung, selbst einmal als Fremder in einem fremden Land gelebt zu haben, ist die Urfahrung des gläubigen Volkes, das einst in der Unterdrückung in Ägypten lebte.

Der bedingungslose ethische Anspruch Fremden gegenüber wurzelt in der eigenen Erfahrung fremd zu sein. „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst

Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.“ (Lev 19,33) „Ihr wisst doch, wie es Fremden ergeht, denn ihr seid selbst in Ägypten Fremde gewesen.“ (Ex 23,9) Unter den Geboten Gottes gibt es wenige, die dem Schutzgebot gegenüber Fremden und Flüchtlingen an Gewicht und Eindeutigkeit gleichkommen. Der Begründungszusammenhang liegt dabei in der eigenen Erfahrung. Diese Ursprungserfahrung der befreienden und rettenden Tat Jahwes gegenüber dem unterdrückten Volk in Ägypten gehört zum Attribut Gottes selbst. Sie geht in die Selbstoffenbarung Gottes ein. Gott stellt sich vor als jener, „Jahwe, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus“ (Ex 20,2). Weil Befreiung aus Unrecht und Unterdrückung zum Kennzeichen Gottes gehören, haben Fremde, Unterdrückte, Missachtete und Diskriminierte zentrale Stellung in den Geboten Gottes. Es geht darum, sie zu schützen und zu respektieren.

Die Kindheitsgeschichten des Lebens Jesu stellen den Gottessohn in die Erfahrung des Fremdseins hinein, in einem Stall in der Fremde geboren (Lk 2,6f), auf der Flucht in Ägypten unterwegs (Mt 2,13 f). Jesus teilte die Grunderfahrung seines Volkes. Im Gleichnis vom guten Samariter (Lk 10,25-27) wird deutlich, dass nicht nur dem, der familiär oder ethnisch verwandt ist, Hilfe gegeben werden muss, sondern bedingungslos allen. Auf dem Weg Jesu kennt das Neue Testament keine Grenzen mehr, weder räumliche noch ethnische. Gemeinschaft in Christus, Nachfolge Jesu bedeuten Grenzüberwindung. Der bedeutungsvolle Paulustext aus Gal 3,28 spricht eine unmissverständliche Sprache: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht mehr Sklaven und Freie, nicht mehr Mann und Frau. Ihr alle seid einer in Christus Jesus.“

In der Begegnung mit dem fremden Menschen findet der Mensch zur Begegnung mit dem fremden Gott. Der Andere führt zum ganz Anderen seiner selbst. Sich auf Anderes und Fremdes einlassen bereitet vor für die Begegnung mit dem Einen, der ganz anders und ganz fremd ist. Diesen Anderen im Geringsten und Verachteten zu erkennen, die verborgene Gestalt der Gegenwart Christi im Menschen wahrzunehmen ist das, was es zu lernen gilt, das Kriterium des Weltgerichts: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan bzw. nicht getan habt, das habt ihr mir getan oder nicht getan.“ (Mt 25,40.45) Fremdsein ist nichts Objektives. Was dem Einen fremd ist, ist dem Anderen bekannt. Der Prozess vom Fremden zum Vertrauten zu werden oder sich Fremdes vertraut machen ist nur ein anderes Paradigma für die Pilgerschaft christlichen Lebens.

„...Menschen unterwegs“

Auch das Thema der Mobilität und Migration hat biblische Bezugspunkte. Abraham, an den Gottes Ruf ergeht, auszuziehen und sein Land zu verlassen, ist der Prototyp des Menschen als Wanderer, eine Pilgerschaft, die zur Identität des gläubigen Menschen gehört. Gottesbegegnung führt immer zu einem Ruf, Altes zurück zu lassen und in Neues, Ungewisses aufzubrechen. Die Kirche wird im Zweiten Vatikanischen Konzil in diesem Sinne als das pilgernde Gottesvolk bezeichnet, mit Gott und auf ihn hin unterwegs. Wanderschaft wird zum Kennzeichen christlichen Lebens.

Die Erzählung der Genesis über Abraham hat eine Schlüsselbedeutung in der Deutung von menschlicher Wanderschaft. Abraham folgte dem Ruf Gottes, der ihn in die Fremde, in ein unbekanntes Land führte und begann damit die Kette der gläubigen Wanderer, die auf Gottes Wort hin das Eigene verlassen und sich in Neues, Anderes, Unbekanntes hinein begeben:

„Der Herr sprach zu Abram: Zieh weg aus deinem Land, von deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde. Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein. Ich will segnen, die dich segnen; wer dich verwünscht, den will ich verfluchen. Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen. Da zog Abram weg, wie der Herr ihm gesagt hatte.“ (Gen 12,1-4a)

Migration ist ein Thema im Zentrum der christlichen Sicht vom Menschen. Es geht um den Aufbruch in die Fremde hinaus. Die Menschwerdung des Gottessohnes, der Schritt Gottes in seine Schöpfung hinein und in das Sklavesein mit und für Menschen (Phil 2) ist jener entscheidende maßgebliche Schritt für alle weiteren Aufbrüche jener, die ihm zu folgen berufen sind. Gott kommt in Jesus von Nazareth als Fremder in die Welt und wird abgelehnt. Das Geschick Jesu, der in der Vollmacht dieses fremden Gottes wirkt, wird so zum Geschick Gottes selbst, der sich mit dem Menschen bedingungslos identifiziert. So bedeutet Christsein Unterwegssein im pilgernden Gottesvolk und im Schicksal von Migranten und Migrantinnen das vor Augen gestellt zu bekommen, was den eigenen religiösen Weg ausmacht.

Der Fremde als Gast

Gastfreundschaft ist eine jener biblisch fundierten Haltungen, die im Umgang mit Migranten aus christlicher Sicht richtungweisend ist. Welche

Konkretisierung ein solcher Zugang angesichts der zu erwartenden finden kann, muss in meist mühsamer und endloser Auseinandersetzung je nach Mitteln und Möglichkeiten ausgearbeitet werden. Dennoch ist die Haltung als solche unersetzlich. Sie ist nicht in liebenswürdiger Großzügigkeit erschöpft, sondern eine der fundamentalen Appelle der Bibel: „Vergesst die Gastfreundschaft nicht; denn durch sie haben einige, ohne es zu ahnen, Engel beherbergt.“ (Hebr 13,2). Der Text spielt an die Geschichte Abrahams und Saras an, die von 3 Männern besucht zu wurden ohne zu erkennen, dass es Boten Gottes waren (Gen 18,1-8).

Der Gläubige ist in gewisser Hinsicht immer ein Fremder, ein „paroikos“, ein Gast, wo immer er sich aufhält (1 Petr 2,11). Die Kirche entspricht nach diesem Bild dem Zelt auf der Wanderung durch die Wüste, das täglich an einem anderen Ort aufgeschlagen wird, die Vorläufigkeit auf dem Weg zur Vollendung. Deswegen ist der eigene geographische Aufenthaltsort in der Welt für Christen nicht so wichtig. Die Gesinnung der Gastfreundschaft und zugleich die der Pilgerschaft gehören zum Wesen des Christseins. Das gilt auch für die Gemeinden vor Ort, die Pfarren, die Klöster und Orden, die stabilitas einhalten. Die Pilgerschaft ist jene Haltung, die christlichem Leben immer zugrunde liegt. Wie das Pascha Vorübergang des Herrn ist, so ist die Eucharistiefeier kein Ort zum Verweilen, sondern der Aufbruch, der Beginn, der Durchzug und die Begegnung mit Gott, die für den nächsten Schritt stärkt, die Nahrung auf dem Weg.

Die Kirche hat in den Migranten immer das Bild Christi gesehen, der gesagt hat: „Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25, 35). Ihre Lebensumstände sind für die Kirche also eine Herausforderung an den Glauben und an die Liebe der Gläubigen, die so angehalten werden, die von den Migrationen herrührenden Übel zu heilen. (vgl. Erga Migrantes 12).

Aufgaben für die Kirchen

Gesellschaften sind heute multikultureller als je zuvor. Das ist eine Gegebenheit, die als Folge der Globalisierung alle in stärkerem oder geringerem Maß betrifft. Die christlichen Kirchen stellen sich dieser Herausforderung. So hat die katholische Kirche in den vergangenen 25 Jahren eigene seelsorgliche Strukturen entwickelt, die in Ergänzung und Zusammenarbeit mit den Ortskirchen Gruppen und Gemeinden anderer Sprachen und Ethnien unterstützt. Die Spannung zwischen der Suche nach Einheit einerseits und der Förderung der Vielfalt als einem menschlichen Reichtum entspricht dem

christlichen Menschenbild. Einheit und Vielfalt sind Pole, die einander bedingen und aufbauen. Entsprechend der Vielzahl von Kulturen und Völkern entspricht eine vielfältige Kirche dem universalen Selbstverständnis des einen weltweiten Gottesvolkes. Um dem Übergang von monokulturellen zu multikulturellen Gesellschaften gerecht zu werden bedarf es einer Veränderung der Kommunikationsstruktur im Sinn einer mondialen, universalen Ausrichtung, die schon in die Bildung und Ausbildung der Gesellschaft integriert werden muss: Die Blickrichtung muss auf eine Weltgemeinschaft ausgerichtet sein. Grenzübergreifendes Sprechen berücksichtigt die Differenz und bezieht die Identität vom Gemeinsamen, nicht vom Unterscheidenden her.

Während sich die katholische Kirche in früheren Jahrhunderten auf die Position ihrer Absolutheit und Einzigkeit zurückgezogen hat, fand in den vergangenen Jahrzehnten eine Öffnung zum Dialog mit anderen Religionen und Weltanschauungen statt. Der Umgang mit vielfältigen Meinungen, der Respekt vor Pluralität sind Haltungen, die keineswegs ein „Laissez-Faire“ im Sinne von Gleichgültigkeit oder Relativismus bedeuten. In der christlichen Vorstellung sind Vielfalt und Einheit der Menschheit von der Schöpfung her gleichursprünglich. Das gilt auch für die Gemeinschaft innerhalb der Kirche. Beides bedingt einander, beides ist wertvoll und erstrebenswert. Das Zweite Vatikanische Konzil spricht über die Kirche als „das von der Einheit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk“ (Lumen Gentium 4) und greift damit einen Gedanken des Kirchenvaters Cyprian von Karthago aus dem 3. Jahrhundert auf. Dieser betrachtet die Einheit der Trinität als eine Gabe, die Christus am Kreuz sterbend an die Kirche weiterreicht, was Cyprian symbolisch im ungeteilten Gewand Jesu ausgedrückt sieht. Gemeint ist damit, dass die Einheit der Christen, der Kirche und letztlich der ganzen Menschheit eine seinsmäßige Größe ist, die in Gott selbst gegründet ist. Sie wird nicht erst von Menschen mühevoll „gemacht“, sie ist jedem menschlichen Mühen um Einheit vorgeordnet. Einheit und Unterschiedenheit entspringen dem innertrinitarischen Eins- und Unterschiedensein von Vater, Sohn und Geist. Die Menschen müssen die Einheit nicht erst suchen und aufbauen, sondern einfach das leben, was ihnen in ihrem Sein bereits geschenkt ist: Sie sind immer schon eins in Gott wie sie immer auch verschieden sind. Aus dieser Einsicht folgt ein positiver Umgang mit Pluralität, mit Vielfältigkeiten aller Art. Pluralität ist eine Vielfalt, die im Unterschied zur Verabsolutierung der Vielfalt im Pluralismus einen Wert darstellt und darüber hinaus die Einheit stärkt und nicht gefährdet. Pluralität fordert zum Dialog heraus. „Pluralität bedeutet Reichtum, und der Dialog ist schon – wenn auch die unvollkommene und ständige Entfaltung bedürftige – Verwirklichung

jener endgültigen Einheit, die die Menschheit anstrebt und zu der sie berufen ist.“ (Erga Migrantes 30).

Es gibt eine Praxis gesellschaftlichen Umgangs mit Migranten bzw. mit vielfältigen verschiedenen Mentalitäten und Weltanschauungen, die großzügig und offen wirkt und wohl auch ist: Zwischen Zulassen und Unterstützung geben, möglichst alles und alle integrieren solange dabei ein Minimum an eigenen Vorstellungen gewahrt werden kann. Es geht also um größtmögliche Toleranz bei Wahrung einer grundlegenden Basis von Werten. Ein solcher Weg ist zweifellos förderlich für friedliches Zusammenleben und deshalb in gewisser Hinsicht gut und fruchtbar. Auf Dauer kann er aber zu unreflektierter Ignoranz führen. Miteinander braucht Auseinandersetzung, denn es ist eine ständige Herausforderung. Integration ist nichts anderes als Dialog, es geht nicht um das einseitige Hineinwachsen in eine vorgegebene Ordnung. Jede Begegnung von unterschiedlichen Menschen verändert beide Seiten. Dies verhindern zu wollen bedeutet an sich schon Intoleranz und birgt das Potential zu Gewalt gegenüber Anderen.

Zweifellos gibt es in der westlichen Welt geschichtlich gewachsenen, erarbeitete oder auch erkämpfte Errungenschaften, die unwiderruflich sind. Dazu gehören die Menschenrechte, die Rechtsstaatlichkeit, Grundfreiheiten, gleiche Menschenwürde für alle, Gleichheit der Geschlechter und Demokratie. Dies kann weniger sprachlich als im Lebenszeugnis vermittelt werden, weil Menschen nicht so leicht durch Worte und Inhalte zu gewinnen sind. Es geht letztlich – so banal das klingen mag – um Beziehungsarbeit. Alles, was ein friedliches konstruktives Miteinander multikultureller Gesellschaften ermöglicht, basiert auf Beziehungen. So ist auch die Wahrheitsfrage, um die es letztlich bei der Suche nach gemeinsamen Werten geht, eine Größe in Relation. Relationalität ist das Gegenteil von Relativismus. Nur wenn im konkreten Arbeiten und Leben, in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen ein Austausch entsteht, kann das gegenseitige Verstehen wachsen. Gesetzliche Regelungen benötigen zur Rezeption zuerst diese Basis. Praktisch bedeutet das, dass alle Kommunikationsmöglichkeiten förderungswürdig sind und jede Abgrenzung und jeder Rückzug auf die eigene Gruppe dem gesellschaftlichen Miteinander entgegenstehen.

Die kontinuierliche Ökumene der christlichen Kirchen und der Dialog mit anderen Religionsgemeinschaften sind nicht zuletzt ebenso Früchte wie bleibende Aufgaben des Umgangs mit der Globalisierung und den Migrationsströmen. Die Auseinandersetzung mit den anderen christlichen Kirchen in der Ökumene und der Dialog mit den Weltreligionen gehören zu den

Notwendigkeiten der Migrationsarbeit. Viele der christlichen Gemeinden, sowohl der evangelischen als auch der meisten altorientalischen und einzelner orthodoxer in Österreich, die aus Übersee hierher kamen, entstanden erst in den letzten Jahrzehnten. Einige Kirchen, wie beispielsweise die armenisch apostolische, die griechisch orthodoxe oder die russisch orthodoxe hingegen sind alte Kirchen aus der Zeit der Monarchie. Die große Vielzahl von Kirchen allerdings ist in Österreich noch etwas relativ Neues. Besonders jenen, die noch keine staatliche Anerkennung haben, weil sie zu klein oder in Österreich zu jung sind, werden durch die Migrantenseelsorge beim Aufbau einer gewissen Infrastruktur in Österreich unterstützt.

Herausforderung Integration

Noch gibt es keinen gesellschaftlichen Konsens darüber, was mit *Integration* gemeint sein kann. Die christlichen Kirchen verwenden ihn und formulieren dabei eine klare Absage an *Assimilation* einerseits und *Multikulturalismus* andererseits. Die Anpassung der Migranten beraubt die Einwanderungsgesellschaft einer wesentlichen Ressource, die in der mitgebrachten Kultur der Migranten enthalten wäre. Das andere Extrem ist der Rückzug von Migranten sowohl der ersten wie auch der zweiten Generation auf die – vielleicht auch nur vermeintliche – eigene traditionelle Identität, der oft damit verbundene Weg in Sondergruppen und folglich früher oder später in ein Ghetto. Dort wird Sicherheit und Rückhalt gesucht. Die Aufnahmegesellschaft gerät dann in Gefahr, durch Desinteresse und Gleichgültigkeit die Entwicklung von Parallelgesellschaften zu fördern, mit denen es wenig oder nur erschwerte Kommunikation gibt, ein Phänomen, das – ähnlich wie Assimilierungsabsichten – in Österreich durchaus Platz gegriffen hat.

Integration ist aus christlicher Sicht notwendig und möglich. Das Vehikel dazu ist der Dialog, weil Integration ein Geschehen ist, das alle Beteiligten bewegt und somit verändert. Keinesfalls darf Integration mit *Assimilierung* verwechselt werden, auch nicht mit dem derzeit in der Pädagogik gerne verwendeten Begriff der *Inklusion*, welche die Offenheit von Schulen für alle Kinder meint. Das Verständnis der römisch katholische Kirche von Integration ist noch dabei, sich weiter zu differenzieren. Erzbischof Marchetto, bis August 2010 Sekretär des Päpstlichen Rates für die Seelsorge der Migranten und Reisenden, verwies beim 6. internationalen Weltkongress der Pastoral für Migranten und Flüchtlinge im November 2009 in Rom in Richtung der *Interkulturalität*: Integration betrifft nicht nur die MigrantInnen, sondern beide

Seiten. Sie ist eine Interaktion, die vom Dialog getragen sein muss, eine reziproke Beziehung.

Der Innsbrucker Diözesanbischof Manfred Scheuer zeichnete bei einer internationalen Studientagung 2004 die Kirche als einen Lebensraum für Fremde und Gäste. Die Katholizität der Kirche, das heißt, ihre weltoffene allumfassende Weite, könne ein Garant für die Bereitschaft werden, ein Forum für alle Menschen guten Willens zu sein. „Katholizität als Lernprinzip“ bezeichnete er die damit verbundene Aufgabe. Weltkirchlichkeit der Kirche bedeutet in der Folge nicht in erster Linie die Universalität der Struktur, sondern die Solidarität mit allen Marginalisierten, Unterdrückten und Diskriminierten und das entsprechende Handeln. Der Friedensauftrag der Kirche könnte sich in Schritten, die aus solchen Haltungen folgen, verwirklichen.

Die klassischen Texte einer Vision eines Miteinanders der Menschen finden sich im Neuen Testament im Galaterbrief: (Gal 3,28): *Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.*

Einrichtungen der römisch katholischen Kirche

Ein Versuch, den weltweiten Bewegungen zu begegnen, wird in der Einrichtung verschiedener Institutionen erkennbar. Die Seelsorge für Migranten wurde von der katholischen Kirche im Lauf des 20. Jahrhunderts mehr und mehr als besondere Aufgabe erkannt. Schon 1951 errichtete der Heilige Stuhl die International Catholic Migration Commission (ICMC), deren Sekretariat seinen Sitz in Genf hat. Heute ist der Großteil der katholischen Bischofskonferenzen der Welt permanentes Mitglied. 1952 veröffentlichte der Vatikan unter Pius XII. erstmals ein Dokument zu diesem Thema, die Apostolische Konstitution „Exul Familia“. Sie galt lange als „Magna Charta“ der Kirche zum Thema Migration. Im Zweiten Vatikanischen Konzil wurde Migration mehrmals thematisiert und auf die Notwendigkeit des Engagements aller Christen hingewiesen (GS 63, 65, 66, 87 u.a.). So stellt dieses Konzil ein entscheidendes Moment für Seelsorge in diesem Bereich dar, indem es besonderes Gewicht auf die Bedeutung der Mobilität und der Katholizität legt. Vom Recht auf Migration spricht auch die Enzyklika „Pacem in Terris“ in ihrem ersten Teil.

Paul VI. erließ 1969 das *Motu proprio* „*Pastoralis migratorum cura*“. 1970 wurde eine Päpstliche Kommission für die Seelsorge an Menschen unterwegs errichtet, die 1988 mit der Apostolischen Konstitution *Pastor Bonus*

zum *Päpstlichen Rat der Seelsorge für Migranten und Menschen unterwegs* wurde, ein Gremium in der Vatikanischen Kurie. Der *Codex iuris canonici* 1983 enthält eine Verpflichtung zur Sonderseelsorge in can 568 und spricht von der Schaffung von sogenannten „missiones“. Der Codex für die unierten Ostkirchen CCEO von 1991 stellt ebenfalls eine entscheidende Verbesserung für die Christen dieser Kirchen im Ausland dar.

Der Päpstliche Rat für die Seelsorge für Migranten und Menschen unterwegs publizierte 2004 die Instruktion „*Erga migrantes caritas Christi*“, die umfangreiche Hilfestellungen für die pastorale Arbeit der verschiedenen Ortskirchen anbietet. Es geht dabei sowohl um die katholischen Gemeinden anderer Sprachen, als auch um Gemeinden anderer Riten innerhalb der katholischen Kirche, den sogenannten „unierten Kirchen“ oder Kirchen „*sui iuris*“. Darüber hinaus betrifft Migrantenpastoral auch die Zusammenarbeit mit anderen christlichen Kirchen, beispielsweise orthodoxen und orientalischen Christen aus dem Nahen und Mittleren Osten, einer klassischen Emigrationsgegend oder zahlreiche Kirchen der evangelischen Kirchenfamilie aus Afrika oder Asien. Schließlich bedeutet sie auch eine Herausforderung für den interreligiösen Dialog, besonders für die Zusammenarbeit mit Muslimen in Europa. Die Vollversammlung des Päpstlichen Rates im Mai 2006 widmete sich diesem Thema.

Auch das Engagement in den Herkunftsländern darf nicht zu kurz kommen. Dabei geht es nicht um grenzenloses Wachstum, sondern um die Gleichheit und Würde aller Menschen. Das Zweite Vatikanische Konzil formuliert dazu: „Obschon zwischen den Menschen berechnete Unterschiede bestehen, fordert ferner die Gleichheit der Personwürde doch, dass wir zu humaneren und der Billigkeit entsprechenden Lebensbedingungen kommen. Allzu große wirtschaftliche und gesellschaftliche Ungleichheiten zwischen den Gliedern oder Völkern in der einen Menschheitsfamilie erregen Ärger; sie widersprechen der sozialen Gerechtigkeit, der Billigkeit, der menschlichen Personwürde und dem gesellschaftlichen und internationalen Frieden.“ (Gaudium et Spes 29)

In den vielen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Aspekten eines friedlichen Zusammenlebens innerhalb einer Gesellschaft oder zwischen verschiedenen Gesellschaften gibt es immer auch viele verschiedene Player, oft in verschiedener Komplementarität, darunter auch unterschiedliche Religionsgemeinschaften. Die christlichen Kirchen und die römisch-katholische Kirche gehören auch dazu. Wenn es um friedliches und zuträgliches

Zusammenleben geht, spielt der Umgang mit Migranten eine wichtige Rolle. Es geht darum, Unterschiede zwischen Migranten und lokalen Gemeinden, die auf den ersten Blick trennend aussehen, zu Brücken und Kommunikationsspunkten zu machen. Es gibt immer viele Wege, solche Differenzen für das Wohl und die Möglichkeiten der Betroffenen auf beiden und allen Seiten zu nützen.

Aus christlicher Sicht müssen Haltungen immer auch konkreten Niederschlag finden. Es geht darum, Rahmenbedingungen für Sicherheit und Freiheit zu schaffen, menschliche und gerechte Arbeitsbedingungen, Wohnmöglichkeit, Zugang zu Gesundheitsvorsorge und Medizin, angemessene Ausbildungsmöglichkeiten. Die Kirche hat aufgrund ihrer differenzierten und internationalen Struktur gute Möglichkeiten, im Bereich der Migration einen Beitrag zu leisten. Die Meinungsbildung unter Christinnen und Christen, aber auch darüber hinaus ist dabei eine der wichtigsten Aufgaben.

Johan Keteler, Generalsekretär der ICMC, der International Catholic Migration Commission, nennt fünf konkrete Beispiele, Bereiche, in denen die Kirche einen Beitrag zur Gemeinschaftsförderung und dem Zusammenleben in Frieden und sozialer Gerechtigkeit leisten kann:

1. Die ganzheitliche Sicht menschlichen Lebens und eine am Menschen orientierte Vorstellung von Entwicklung: Nach Paul VI. (*Populorum Progressio*) ist „Entwicklung der neue Name für Frieden“. Gemeint ist damit die Teilnahme des Menschen an Gottes Schöpfungshandeln durch seinen Einsatz für andere Menschen. Dabei spielen Bildung, Fortschritt und Entwicklung eine entscheidende Rolle. Sie sollen mittelfristig politische, soziale und wirtschaftliche Rahmenbedingungen ermöglichen. Benedikt XVI formulierte in seiner Rede zum Welttag der Migranten 2009, dass in einer globalisierten Welt von heute Frieden nur durch die Möglichkeit zu vernünftigem Wachstum für alle garantiert werden kann.
2. Die Mitarbeit an der Verbesserung von Lebensbedingungen nach dem Maß christlicher Anthropologie.
3. Ein breites Einsatzfeld ist der Schutz und die Förderung von Familien, beispielsweise durch das Engagement für die Familienzusammenführung aus der Überzeugung, dass Familien Halt geben und Integration erleichtern
4. Der Einsatz für rechtsgebundenes Handeln, auch im Umgang mit Irregularität. Auch wenn irreguläre Einwanderer keine Rechtsbasis haben, ist ihnen nach dem bestehenden Recht zu begegnen. Gleichzeitig ist an der Veränderung der rechtlichen Rahmenbedingungen zu arbeiten.
5. Die Begleitung einzelner Migrantinnen und Migranten, wobei es auch um das von ihnen zurückgelassene Umfeld geht.

Die Überzeugung von der gleichen Würde und den gleichen Rechten aller Menschen, die Haltung einer vorbehaltlosen Wertschätzung jedes einzelnen, muss sich immer wieder im Handeln – und sei es auch noch so bruchstückhaft und vorläufig – konkretisieren. „Es muss also alles dem Menschen zugänglich gemacht werden, was er für ein wirklich menschliches Leben braucht, wie Nahrung, Kleidung und Wohnung, sodann das Recht auf eine freie Wahl des Lebensstandes und auf Familiengründung, auf Erziehung, Arbeit, guten Ruf, Ehre und auf gezielte Information; ferner das Recht zum Handeln nach der rechten Norm seines Gewissens, das Recht auf Schutz seiner privaten Sphäre und auf die rechte Freiheit auch in religiösen Dingen. Die gesellschaftliche Ordnung und ihre Entwicklung müssen sich dauernd am Wohl der Personen orientieren; denn die Ordnung der Dinge muss der Ordnung der Personen dienstbar werden und nicht umgekehrt.“ (Gaudium et Spes 29)

Schlussbemerkung

Die Auseinandersetzung mit dem Thema der Migration, der politische und gesellschaftliche Diskurs sind nie nur sachlich und pragmatisch motiviert. Denken wie Handeln spiegeln immer auch die grundsätzliche Haltung dem menschlichen Leben gegenüber. Deshalb ist es wichtig, dass eine Institution wie es die christlichen Kirchen sind, den Wertaufbau unterstützt und die christliche Sicht des Menschen in der Öffentlichkeit präsent macht.